

Nachlass
Franz Oberbeck
(37, 3821)

A 298a

Oeffentliche Bibliothek
der Universitat
Basel (Schweiz)



Amtlich

Nachlass Franz Brabek
(37,3821)

A 298 a

Katalog

DIE
GEBURT DER TRAGÖDIE
AUS DEM GEISTE DER MUSIK.

Von Friedrich Nietzsche, ordentl. Professor an der
Universität Basel. Leipzig (E. W. Fritsch) 1872.
(IV. 143 S.)

Wer über die eigenthümlichen Schicksale der Bücher noch nicht hinreichend unterrichtet wäre, der könnte wohl einigermassen verwundert sein, dieses höchst bemerkenswerthe Buch von der berufenen und sonst ja in ihrem Beruf so geschäftigen litterarischen Kritik nun schon seit mehreren Monaten völlig ignorirt zu sehen. Ohne im Uebrigen die vielleicht zum Theil recht lehrreichen Gründe dieses befremdlichen Stillschweigens zu untersuchen, glaubt der gegenwärtige Recensent nur jedenfalls zur Ehre der Herren vom hohen Stuhl annehmen zu müssen, dass nicht etwa die Einbildung eines höheren Standpunktes ihnen hinderlich war, ihre Blicke bis zu dem hier Vorgetragenen herabsinken zu lassen. Denn er wenigstens, der freilich statt eines gewichtigen Namens nur das Gewicht einer innigen Ueberzeugung einzusetzen hat, fühlt eben darum die moralische Verpflichtung, endlich einmal die öffentliche Aufmerksamkeit, so weit es möglich, auf dieses Buch zu richten, weil er im Gebiete philosophischer Kunstbetrachtung etwas an Tiefe und eindringlicher Kraft der Einsicht diesem Buche Gleiches in allen Weiten der Litteratur nur sehr selten, und in neuerer Litteratur überhaupt nirgends angetroffen hat. Wäre nun auch nur die ernste Wissenschaft der Aesthetik durch dieses Werk bereichert, so gebührte dem Verfasser wohl wahrlich ein lauter Dank: aber sein Verdienst ist ein weiteres.

Es gab wohl eine Zeit, wo der philosophische Aesthetiker es liebte, in allen Himmeln abgezogenster Allgemein-

heiten herumzujagen, und sich fern der irdischen Wirklichkeit ein spekulatives Wolkenkukuksheim zu erbauen, von wo aus sich dann die empirische Kunstwelt da drunten recht wunderbarlich ausnahm. Solcher Hochflug ist nun nicht mehr Sitte; man ist auf den festen Boden der Geschichte herabgestiegen, die Aesthetik ist fast eine historische Disciplin geworden. Aber nun ist sie aus ihrem früheren Hochmuth in eine schier unwürdige Bescheidenheit verfallen: mit einigen durch Alter bewährten Einsichten des gesundesten Menschenverstandes ausgerüstet, lässt sie die ganze unendliche Reihe der Kunstgenossen an sich vorüberziehen, giebt jedem sein Sprüchlein mit, und meint ihr Werk gethan. Aber wie die Kunst, die sie zu deuten hat, ist die Aesthetik göttlichen Geblütes, und es ziemt ihr nicht, in den Niederungen der Alltäglichkeit Frohndienste zu thun; auf den Berghöhen der Betrachtung soll sie weilen, den Blick freilich nicht auf die unendliche Leere der philosophischen Abstraktion gerichtet, sondern auf die ewigen Sternbilder griechischer Kunst, wie sie, über allem barbarischen Wirrsal der Zeiten, in Stunden der Sammlung immer wieder zu begeistertem Aufblick einladen. Sie mag, wie eine hülfreiche Schwester, der klassischen Philologie das wieder ins Gedächtniss rufen, was diese zu lange schon vergessen hat: dass ihren Händen das kostbarste Gut anvertraut ist, welches eine gütige Natur dem Menschengeschlecht zu ewiger Erbauung geschenkt hat; nicht damit sie es zu andern hottentottischen und pfahlbauerischen Antiquitäten in eine grosse Kuriositätensammlung stelle, sondern auf dass sie an diesen reinsten Werken menschlichen Kunstvermögens den spätern Barbaren mahnend erkennen lasse, wohin auch ihn seine höchste Bestimmung rufe.

In solchem Schwesterbunde treten nun in diesem Buche die Kunde des hellenischen Alterthums und die philosophische Kunstbetrachtung vor den Leser: eben darum aber

sind die Ergebnisse seiner historischen Untersuchungen zugleich Bereicherungen der allgemeinen Kunstlehre, und die aus der philosophisch-historischen Ergründung des höchsten hellenischen Kunstvermögens gewonnenen Einsichten werden für alle Zeiten zu dauernden Gesetzen und zu mahnenden Aufforderungen.

Um nun eine Andeutung von dem Inhalte des Buches zu geben, wollen wir versuchen, nicht gerade der Anordnung des Einzelnen aber dem Zusammenhang des Ganzen folgend, das Grundgewebe der hier vereinigten Gedanken aufzudecken.

Der reiche Blütenbaum menschlicher Kunst entspringt, so lehrt der Verf., als aus einer doppelten Wurzel, aus dem zwiefachen Verhältniss des Menschen zu der umgebenden Erscheinungswelt. Der ursprünglichste Kunsttrieb wurzelt in jener mächtigen Nöthigung, die Vielheit der Dinge als eine in Zeit und Raum nach dem Rhythmus stetigen Causalzusammenhanges bewegte Mannigfaltigkeit zu sehen. Wie den Menschen die Vertiefung in die Beschauung dieser umgebenden Herrlichkeit der bangen Spannung seiner persönlichen Zwecke entreisst, so vermag er, um die friedliche Wonne solcher Betrachtung festzuhalten, diese Schönheit der Erscheinung, eben weil sie als solche doch erst sein, des Beschauers Werk ist, zu dauerndem Genusse in ihrem Abbilde, dem Epos und der bildenden Kunst zu fesseln. Hier redet denn die leibhafte Herrlichkeit edel bewegter Gestalten, vor unserm Auge oder der zur Produktion angelegten Einbildungskraft sich regend, von der tiefen Schönheit des verbreiteten Lebens der Erscheinung. Den Griechen aber vermochte dieser Kunsttrieb, wie er im homerischen Epos sich ausspricht, die ganze Welt zu verklären: er schuf sich, über die wechselnden Erscheinungen des Erdenlebens hinaus, die olympischen Gottheiten, die, von dem Unter-

grunde leidender Bedürftigkeit losgelöst, in ewig strahlender Lebensfülle die in allem Wechsel und Untergang unveränderliche Schönheit der Erscheinungswelt verkörperten. — Wie aber neben dem hellen Sonnentage die dunkle Nacht, die schwärmerische, steht, die den Menschen aus den finster gewordenen Schattenthälern der kleinen Erde zum Aufflug in die geheimnissvoll schimmernden Höhen der umgebenden Unendlichkeit begeistert, so versinkt in Stunden der Abkehr vom erfreulichen Licht die Seele in das tiefe purpurne Dunkel, aus dem die in schwankendem Glanze bewegte Welt der Erscheinung nur wie ein täuschendes Lichtbild aufsteigt. Was sonst so herrlich dünkte, die in ewigen Fluthen sich drängende Fülle der Gestalten, zeigt sich nun als die gänzliche Nichtigkeit eines fortwährend auf- und abwallenden Wellenspiels. Mit tiefem Grausen scheint sich der Mensch ins Nichts, in einen bödenlosen Abgrund versunken; doch aber erregt ihn das höchste Gefühl einer ganz neuen magisch kräftigen Wonne. Die Sonne sinkt hinab; nun aber schwebt das weite Heer der Sterne herauf: so ist ihm die Fülle des Tageslebens wie ein Rauch verflackert, aber er fühlt das allgebärende Feuer in sich wallen, er selbst empfindet sich als das Eine, Ewige, das in allem Leben der Erde und in den Sonnenfern der Unendlichkeit sich täglich neue Schönheitsreiche erbaut. — Weckt ihn nun das Leben aus diesem Zustande tiefster Versenkung, so kehrt er aus der Tiefe zurück wie die Eingeweihten aus der Höhle des Trophonius; das frohe Lachen liess er dahinten, die armselige Welt der werdenden Erscheinungen scheint ihn wie mit blassen Gespenstermienen anzusehen; geängstigt und gequält sehnt er sich aus dem Reiche des Streites und der vergänglichen Unseligkeit zurück nach den Entzückungen; die ihn in den Schooss des alten Vaters der Dinge, des uranfänglichen Chaos aufnahmen, der ihm in

der steten Selbstzerstörung der Vielheit wie in krampfhaften Zuckungen sich zu verzehren scheint. Dieser Drang, zu einem brennenden Heimweh geworden, kann, das ganze Leben beherrschend, zu einer philosophisch religiösen Mystik sich gestalten. Wer darf es wagen, den tiefen Ernst orientalischer und occidentalischer Asketen zu tadeln, die aus solcher weltüberwindenden Inbrunst die schwere Kunst des Sterbens zu erringen lernten. Aber freilich, die herbe Begeisterung solcher Mystiker zerstört, in ihrer ganzen dämonischen Kraft ausbrechend, Welt und Leben, Kunst und Geschichte, und wenn sie die Menge in ihre Kreise zieht, so wird sie diese, die, zur nahrunggebenden Erde gebückt, solches, alle Einzelbestrebungen weit überfliegenden Ernstes gar nicht fähig ist, zu stupiden Heuchlern machen, oder sie zu einem fanatischen Taumel fortreissen, der sie in einen Abgrund des Grässlichen treibt.

Den Griechen waren nun diese tiefen Erregungen einer pantheistischen Begeisterung keineswegs fremd: nach der homerischen Zeit ergoss sie, vom Osten kommend, sich in gewaltigen Wellen über das hellenische Land, unter dem tosenden Jauchzen der Diener des Dionysus. Aber vor jenem Uberschwang der Weltverneinung bewahrte sie dieselbe ihnen eingeborene Gottnatur, die sie vor der nicht geringeren Gefahr beschützte, ihre klare Schärfe der Auffassung äusserer Dinge zu einer blossen Maschine im Dienste gieriger Lebensdämonen zu erniedrigen. Es gelang ihnen, den brausenden Strudel, der sie in seine Tiefen zu ziehen drohte, durch das Zauberwort der Kunst zu bannen. Wie das geheimnissvolle Entzücken der plastisch-epischen Kunst darauf beruht, dass sie, die begehrenden Willenskräfte zu träumender Meeresstille einschläfernd, die anschauenden Fähigkeiten unserer Natur zur Einsaugung der höchsten Herrlichkeit der Erscheinung reizt, so vollbringt wiederum das

menschliche Kunstvermögen das Wunder, auch diese tiefste Erregung aller Willensgewalten, die uns mit dem Einen Weltwillen verbinden, aus der grausenden Wonne mystischer Verzückung zu begeisternder, erlösender Erhebung zu gestalten, indem sie eben dieses so gewaltsam waltende Weltenfeuer zum Bilde formt, es objectiv macht, in der Musik. In der Musik bricht wie mit wogendem Flammenschwalle sich aus dem Herzen des Menschen der gewaltige Weltwille eine Bahn, jener Wille, der sich alle Welten organischen und unorganischen Lebens gestaltet hat, er findet in den rhythmisch bewegten Klängen der geheimnissvollsten Kunst seine höchste, künstlerisch abbildende Verklärung. In dieser Erkenntniss, die in der That der Aesthetik eine ganz neue Bahn vorzeichnet, schliesst sich unser Verfasser dem grossen Denker an, zu dessen Anschauungen er sich überall bekannt: Arthur Schopenhauer. Freilich waren auch unter den griechischen Denkern Einige von dieser Einsicht nicht fern, wie aus manchen Aeusserungen des Aristoteles im achten Buch der Politik hervorgeht, und namentlich aus jener tiefsinnigen Meinung einiger Pythagoreer, dass die menschliche Seele nichts sei als musikalische Harmonie, und daher z. B. durch harmonische Musik von Krankheiten geheilt werden könne. — Wird nun aber, je brausender sich dieser Weltenstrom der Musik ergiesst, nicht das Herz des Hörers desto heisser aufgeregt werden, in gewaltsam begeisterter Selbstvergessenheit sich hinabtragen zu lassen in die Tiefe der uralten Nacht, zu welcher der Strom jauchzend hinunterbraust? Das war wenigstens die Empfindung der Griechen gegenüber der enthusiastischen Flötenmusik der Asiaten; es ist dieselbe Empfindung des Entsetzens vor dem Uebermass mehr als menschlicher Entzückung, die den Goethe'schen Faust (im Prolog des zweiten Theils) von der majestätischen Weltsonne sich zum »farbigen Abglanz«

des sonnenfunkelnden Wasserfalls zu wenden zwingt. Nicht also die Griechen: ihnen erwuchs gerade aus dieser tiefsten Erregung durch die Musik die Kraft, aus dem Zwiespalt ungeheurer Bedrängnisse sich emporzurichten an das rettende Licht der Erscheinung, und wenn ihnen in der Musik das innerste Wesen der Welt in furchtbarer Allgemeinheit ertönte, so durchdrang sie nun gewissermassen der in der Musik lebende Weltwille mit seiner schaffenden Kraft; so gelang es ihnen, aus der Musik das verjüngte Gleichnissbild des tragischen Mythos hervorzubrechen zu lassen. Indem also die Dionysische Kraft der Musik mit einer in gewissem Sinne kosmogonisch zu nennenden Gewalt sich den Mythos erzeugt, kehrt sie nach gewaltigem Ringen an das freundliche Licht der Menschenwelt zurück; hier reicht Dionysus seinem göttlichen Bruder, dem Apoll, dem olympischen Gotte der Erscheinung, die Hand; die Schrecken des Abgrundes sind gebannt, aber im Zwiegesang des Dionys und Apoll ertönt nicht mehr das prangende Festlied von der Schönheit der Erscheinung; sie singen von den tiefsten Kräften der Welt, die nicht in tändelnder Heiterkeit, sondern in feierlichem Ernst sich das Reich der wechselnden Erscheinungen gestalten und im flüchtigen Wechsel von Leid und Lust, ja in Tod und Untergang selbst des Edelsten und Erhabensten sich eine schmerzliche Befriedigung erringen, von deren geheimnissvollem Wesen uns eben das räthselhafte Gleichnissbild der mythischen Tragödie eine bedeutende Ahnung geben will. Niemals noch haben Begriffe und Worte ausgereicht, diese in der That mehr als menschliche Lust an Schmerz und Untergang im Anschauen der tragischen Bilder dem Verstande völlig zu demonstrieren; gleichwohl empfindet sie vor jeder echten Tragödie jedes menschlich verstehende Gemüth. Auf moralischem Wege — den doch in der That sogar auch Schopenhauer hier ein-

Cover

Cover

L 00

geschlagen hatte — werden wir dem Ziele dieser schwierigsten Einsicht nie nahe kommen; so weit man mit der Fackel aesthetischen Verständnisses diese Abgründe erleuchten kann, so weit ist es sicher unserem Verfasser, und ihm zuerst, gelungen. Was hier nur in dunkler Kürze angedeutet werden konnte, das hat er, dem klaren (und stumpfer Kurzsichtigkeit gleichwohl verborgenen) Entwicklungsgange der griechischen Kunst folgend, mit der energischsten Deutlichkeit als das Grundgesetz der Entwicklung menschlichen Kunstvermögens nachgewiesen.

Wenn aber die von jedem aesthetischen Hörer tief empfundene Dionysische Weisheit der mythischen Tragödie mit Worten, d. h. mit Begriffen, auch nur anzudeuten so schwierig, zu ergründen ganz unmöglich ist, so liegt der Grund eben darin, dass hier von den tiefsten Geheimnissen der Welt in einer Sprache geredet wird, die weit höher ist, als alle Vernunft und als deren Ausdruck, die Wortsprache. Wenn diese dahin strebt, die ganze Welt der Dinge in abgezogenen Begriffen zu umspannen, so beruht der Mythos, indem er in seine dichterischen Gestalten die Allgegenwart der Natur zu bannen versteht, auf jenem so viel reicheren und inhaltvolleren Verständniss der weltbildenden Kräfte, das, in der gottgeliebten Urzeit der Völker wurzelnd, diesen geradezu die abstrakte Auffassung der Dinge ersetzte. Der Mythos liegt vor der Abstraction; er füllte in jener reichen Entfaltung, wie er uns bei den Griechen entgegentritt, die ganze Weite der Welt aus; neben ihm ist für jene unpersonlichen Hülsen der Dinge, die abstrakten Begriffe, gar kein Raum. Es bedarf für uns Spätlinge ernstlicher Versenkung, um auch nur historisch zu verstehen, wie eine solche Mythenwelt, deren Herrlichkeit wir doch ahnend empfinden, wie namentlich die höchste Beseelung der tiefstinnigsten Mythen in der mythischen Tragödie, den Alten wie

eine, das ganze Leben mit ihrem Glanze erfüllende Offenbarung über die letzten und ernstesten Dinge das Dasein weit heller erleuchten konnte, als uns alle Weisheit unserer klugen Gedanken. Auch den Griechen kam der Tag, wo ihnen das mythische Verständniss der Welt entschwand, wo sie ihre eigne Jugend nicht mehr verstanden, er kam freilich, als ihr Mannesalter von ihnen Abschied nahm. Man weiss, wie aus den immer noch in mythischer Deutung gebundenen Versuchen der ionischen Philosophen das abstrakte Denken der Griechen in wechselnden Phasen sich allmählig zu siegreicher Klarheit durchrang, wie es in Sokrates sich selbst und seine Absichten deutlich erfasste, und wie es sich nun mit einer fast übermüthigen Begeisterung des ganzen Lebens bemächtigte. Nie aber ist mit ähnlicher Festigkeit und lichtbringender Einsicht, wie bei unserm Verfasser, dargestellt worden, wie die von ihm mit Recht so genannte sokratische Tendenz der abstrakten Erkenntniss es war, welche die alte mythische Weltbetrachtung zerstörte, und mit ihr die, als aus einem gemeinsamen Mutterboden aus ihr erwachsene Kunst, Leben und Sitte der Griechen. Man soll nicht klagen, wo die Geschichte ihrer grausamen Folgerichtigkeit genug thut; aber es liegt freilich in dieser Folgerichtigkeit, dass vor der abstrakten Weltbetrachtung die Kunst, so weit sie als ihre höchste Aufgabe eine deutende Verbildlichung dieser räthselhaften Welt betrachtet, erblassen und zergehen muss. Wie kann auch eine souveraine Logik, die in ihrer frohen Zuversicht ihr höchstes Ziel, das der Erklärung und begrifflichen Enthüllung aller Weltenräthsel, als sehr wohl erreichbar betrachten muss, wie kann sie für die Kunst einen andern Platz übrig haben, als den einer anmüthigen Gauklerin für die Stunden satter Ermüdung von abstrakter Gedankenarbeit? Was soll das tiefstinnigste Gleichnissbild, wenn das strahlende Licht

Cover

Cover

L 06

der Vernunft alles Dunkle in seiner wirklichen Gestalt hervortreten lässt? — Den Griechen nun fristete der lebendige Trieb nach erkennendem Umfassen der Welt noch auf lange Jahrhunderte ihr hinschwindendes Leben; sie fühlten es wohl, und Plutarch hat es gelegentlich in schönen Worten ausgesprochen, dass das Leben nur erträglich sei um der Erkenntniss willen, der Tod eben darum so schrecklich, weil er Unwissenheit bringt, Vergessen und Finsterniss. Es kam die Finsterniss: und endlich ein neuer Tag, wo wiederum die Griechen, wie schon einst, die fremden Barbaren zum Licht der Menschlichkeit zu bilden begannen. Wir hatten viel zu lernen, und mit Begeisterung ergab man sich den hellen Lehren der griechischen Meister. Seitdem erst entwickelte die Wissenschaft, wie ein Riese aus dem Schlaf erwacht, ihre gewaltigen Glieder: und wer auch nur an einem kleinen Theil ihres Riesenbaues als Geselle zugreifen durfte, kann wohl nur bewundernd die Summe der Kraft, moralischer und geistiger, überdenken, mit der seit Jahrhunderten viele Geschlechter der Menschen hier im Bauen und Abtragen und wieder Bauen ihr Bestes dahin gegeben haben. Ist es ein Wunder, dass im Bewusstsein solcher, mit gewaltiger Energie errungener Erfolge die höchste Göttin aller Wissenschaft, die Logik, allmählich alles Reich auf Erden und im Kopfe des Menschen für ihren Besitz erklärt hat? Sie herrscht als oberste Gebieterin nicht nur in der Wissenschaft, sie schreibt dem Leben, der Ethik die höchsten Gesetze, sie kann dem Ehrgeiz nicht entsagen, dem tiefen, unabweisbaren Bedürfnisse des Menschen nach metaphysischer Erkenntniss aus ihren Mitteln genügen zu wollen, ja eben diese Erklärung der Welt muss am höchsten Ziel der Preis ihrer Mühen sein sollen. Die künstlerische Anschauung kann ihr dabei nicht helfen, ihre Thätigkeit ist auf eine ergötzliche Tändelei, ein zierliches Schattenspiel beschränkt. Aber das

Senkblei der Logik ist kurz: wird sie die unergründlichen Tiefen jener Welt der allerrealsten Dinge leugnen, für welche die Gesetze der Causalität, das Handwerkzeug der Logik, nicht gelten? In der That sehen wir schon die Früchte einer rein logischen Ethik reifen, die uns den Vandalismus socialistischer Barbaren bringen; wir sehen, wie der zuversichtliche Optimismus, der im Wesen der absoluten Logik liegt, die Welt zu jener fieberhaften Jagd nach dem »Glück« aufgeregt hat, die von der gewaltigen Energie dieser Zeiten den übergrossen Theil für ihre dämonischen Zwecke verzehrt. Und wie kann wohl an die Wahrheit der so siegesgewiss gegebenen Verheissung einer endgültigen Lösung aller Welt-räthsel glauben, wer von dem ehrlichsten aller Forscher, von Kant, gelernt hat, dass eben das dichte Gewebe der Causalzusammenhänge in der Erscheinung das wahre Wesen der Dinge der an logische Schlussketten gebundenen wissenschaftlichen Untersuchung auf immer verschleiert.

So soll denn aus dem dürrn Sande der Baum der Erkenntniss erwachsen, der uns Schatten und Erquickung gebe in der Gluth des Lebens! — Und doch, welcher Einzelne wäre so vermessen, das gewaltige Schwungrad dieser unaufhaltsam dahin wirbelnden Bewegung zurückwenden, wer so thöricht, die Krankheit der Zeit mit den Palliativmitteln der Glaubensformeln vergangener Jahrhunderte heilen zu wollen? Wahrlich, die täglich zusammenschmelzende Gemeinde Solcher, die auf dieses Treiben und seinen trügerischen Glanz mit Besorgniss sehen, mag sich vorkommen, wie jene Griechen am fernen Pontus, von denen der Rhetor Dio Chrysostomus erzählt, dass sie, unter feindlichen Scythenstämmen vereinzelt wohnend und selbst in Tracht und Sitte halb barbarisirt, sich aufrichteten an den uralten Bildern längst verschwundener dichterischer Herrlichkeit in den

Cover

Cover

→ Qu

ewigen Versen des Homer, im Uebrigen in schmerzlicher Entsagung die Schuld ihrer späten Geburt trugen.

Hier aber ruft der Verfasser alle, die also in der Diaspora leben, der alten Zeiten trauernd eingedenk, zu erneuter Hoffnung auf. Zwar die alte Mythenwelt ist todt, aber in edler Kunst lebt noch heute die Fähigkeit, in mythischer Widerspiegelung die geheimen Züge der grossen Weltgöttin vor das entzückte Auge zu stellen. Zwar die Würden irren, die (etwa wie seiner Zeit Fr. Schlegel) in falscher Deutung der Mythen befangen, eine galvanische Wiederbelebung des erstorbenen Glaubens an tiefsinnig allegorische Sagen in dem Sinne für möglich halten, wie man an historische Begebenheiten glaubt.

In diesem Sinne glaubten aber auch die Griechen niemals an ihre Mythen. Viel höher stehend, den allersichersten Wahrheiten viel näher als phantastische Dichterträume, forderten sie dennoch einen ganz anders gearteten Glauben als die Ueberlieferungen der Geschichte. Wie wäre es sonst auch verständlich, dass von eben jenen Mythen, die doch den besten Schatz des griechischen Glaubens ausmachten, ihnen ganz klar bewusst war, dass Homer und Hesiod sie gebildet, erfunden hatten? Wie konnte es sonst ihren Glauben nicht stören, wenn sie dieselben Mythen von gottbegabten Dichtern nach ihren verschiedenen Absichten so mannigfach gestalten sahen, ja von einem und demselben Dichter zu verschiedenen Zeiten verschieden? Es muss in dem Bewusstsein der edelsten Griechen sich eine Erinnerung an die gleichnissartige (aber darum noch lange nicht durch eine allegorische Deutung in begriffliche Erkenntniss aufzulösende) Natur der Mythen, vereinigt haben mit der beglückenden Ueberzeugung von der Fähigkeit genialer Naturen, in solchen bildlichen Offenbarungen das verborgene Wesen der Welt zu verstehen und den Hörern zu deuten, tiefer und voller,

als alle begriffliche Ueberlegung vermöchte. In solchen Offenbarungen aber redet auch zu uns noch die Kunst, nicht zwar jene tändelnde Kunst, die ein Bild des Erscheinungsbildes zu geben sich genügen lässt, sondern die gewaltige, unserer bisherigen Aesthetik so unverständlich ernst gegenüber tretende Kunst der deutschen Musik. In ihrem »mächtigen Sonnenlaufe von Bach zu Beethooven, von Beethooven zu Wagner« folgt der Verf. freudigen Blickes dieser deutschen Kunst. An Richard Wagner's dramatischen Kunstwerken empfindet er die wunderbare Gewalt jenes harmonischen Zwiesanges dionysisch-apollinischer höchster Kunst, in ihm sieht er den Beginn einer neuen, aus den Tiefen künstlerischen Weltverständnisses aufsteigenden deutschen Cultur, zu ihm und seinen Werken zu stehen will er alle diejenigen aufrufen, die für die grösste Culturbestrebung der Zeit ein Verständniss haben. Wir können ihm nur aus wärmstem Herzen Erfolg wünschen. Man sieht wohl, dass dieses hervorragende Buch zunächst denjenigen am zugänglichsten sein wird, die sich mit Schopenhauers und Wagners so wunderbar harmonischen Gedanken durchdrungen haben. Wenn eine Philosophie, nicht minder als an der Tiefe und Klarheit ihrer Welterkenntniss, sich an der Möglichkeit erproben kann, die sie für eine wahrhaft ästhetische Ergründung der tiefsten Kunstprobleme — als welche mit den letzten Räthseln der Welt eine nähere Verwandtschaft haben als man gemeinhin glaubt — bietet, so hat in diesem Buche die Schopenhauersche Philosophie sich glänzend bewährt. Die Anhänger des grossen Denkers werden, wenn sie das Buch mit Ernst studiren, leicht verstehen, in welchem Sinne ich diesem Buche sogar für die Erklärung und Rechtfertigung der Erscheinung eine analoge Bedeutung zusprechen möchte, wie Schopenhauers eigenem Hauptwerke für die Ergründung des unter allen Erscheinungen

Courb

Coures

L 00

sich regenden Wesens der Dinge. Alle wahrhaft ernst Gesinnten aber möchte ich auffordern, in dieses Buch sich versenkend, einmal sich den tiefen Genuss einer völligen Sammlung ihrer in der rastlosen Jagd des heutigen Lebens so leicht in alle Winde zerflatternden Gedanken zu bereiten. Es mag sie entlassen, wie etwa eine Halle voll der erhabensten Werke alter Bildnerkunst, in ernstem Sinnen über die eigentliche Bedeutung dieses an tausend Dämonen des Glücks und der Laune dahin gegebenen Lebens.

So wird das Werk, das dürfen wir hoffen, im deutschen Volke wirken, und im Wirken wachsen zugleich mit jener grossen Wirksamkeit edelster Kunstbegeisterung, die sich eben in diesen Tagen in Bayreuth den festen Grund legt zu einem Ehrentempel deutscher Nation.

E. R.

Erwin Rohde.